

SABRINA WILKENSHOF

WIE MAN
DEN STAUB VON
DER HOFFNUNG
PUTZT

*Alte Feiertage
in neuem Glanz*

VIER TÜRME



Danke Maike, für die richtigen Worte damals.

Danke, Freundinnen und Freunde, ihr wisst, wer ihr seid.

Danke, Mama und Papa.

Für Luise, Florentine, Leo und Michael.

Inhalt

Ein persönliches Vorwort	11
Von der Wahrheit biblischer Geschichten	15
Unpünktliches Glück	16
1. ADVENT	
Was ist denn jetzt wahr?	20
6. DEZEMBER, NIKOLAUS	
Sieh auf!	24
2. ADVENT	
Bahn frei!	25
3. ADVENT	
Sunny	29
4. ADVENT	
Nicht-zu-tun-Liste	34
23. DEZEMBER	
Unverdient	35
24. DEZEMBER, HEILIGABEND	

Geschenkpapier-Meditation	39
25. DEZEMBER	
Pläne machen, Teil 1	40
1. JANUAR, NEUJAHR	
Elsa	42
AUFERSTEHUNG IM WINTER	
Geschenkt	44
6. JANUAR, EPIPHANIAS, HEILIGE DREI KÖNIGE	
Über alles aber ziehet an die Liebe	48
14. FEBRUAR, VALENTINSTAG	
Über die Liebe in allen Zeiten	51
IM UNSAGBAREN GLÜCK 51	
IM SCHWEREN 53	
IN GOTTES LIEBE 54	
Das große Glück und der große Schmerz	56
FASTENZEIT	
Es war nicht gelogen	59
PALMSONNTAG	
Brotrinden und scharfe Zwiebeln	62
GRÜNDDONNERSTAG	

Nicht ganz bei Trost	65
KARFREITAG 65	
ALLES ABGERÄUMT – WAS BLEIBT VOM KARFREITAG 66	
Dazwischen	68
KARSAMSTAG	
Mit dem Leben gesegnet	69
OSTERSONNTAG	
Dem Leben trauen	71
OSTERMONTAG	
Wirf Dein Vertrauen aus	74
QUASIMODOGENITI, WEISSER SONNTAG	
Das Zeitliche segnen	79
CHRISTI HIMMELFAHRT	
Uneindeutiger Trost	88
PFINGSTEN	
Es fängt mit der Hoffnung an	93
PFINGSTZEIT	
Dreimal heilig	94
DREIEINIGKEIT	
Irgendwann wird es blühen	96
FRONLEICHNAM	

In der Mitte	99
24. JUNI, JOHANNISTAG	
Wie das Leben schmeckt	101
15. AUGUST, MARIÄ HIMMELFAHRT	
Der Feiertag, der einfach so im Sommer da ist	106
Pläne machen, Teil 2	109
SEPTEMBER	
Die Waffen nieder	114
29. SEPTEMBER, MICHAELIS	
Mehr als ich gesät habe	119
ERNTEDANK	
Der Richter in mir	122
31. OKTOBER, REFORMATIONSTAG	
Allerorten heilige Orte	128
1. NOVEMBER, ALLERHEILIGEN 128	
ALLE HEILIGEN – HEILIGES LEBEN 130	
Gescheitert	133
BUSS- UND BETTAG	
Narzissen und Kakteen	137
EWIGKEITSSONNTAG, TOTENSONNTAG	

Das Sonntagabendgefühl	140
Playlist	142
Textnachweis	143





Ein persönliches Vorwort

Mein Mann ist farbenblind. Wenn ich ihn frage, ob ich Sonnenbrand habe, kann er nur mit den Schultern zucken. »Du bist wunderschön«, sagt er dann.

Naja, das wollte ich nicht hören. (Also schon, aber nicht als Antwort auf meine Frage.) Ich wollte eine Einschätzung, eine Bewertung. Einen Spiegel, der spricht. Auch bei anderen Menschen frage ich mich oft, was sie über mich denken, mein Leben, mein Aussehen, meine Entscheidungen, mein Sein. Über meine Kinder, meine Laufmaschen, meine Widersprüche. Und dann suhle ich mich im ausgedachten Spiegelbild wie Schweinchen im Matsch und vergesse darüber ganz, was ich eigentlich wollte, zum Beispiel Blumen gießen oder meinen Mann küssen, der zwar farbenblind ist, aber auch sonst nicht bewertet, was er sieht. Ich glaube, Menschen sehnen sich manchmal geradezu nach Bewertungen, nach Definitionen von richtig und falsch, legitim und abseitig oder unverhältnismäßig. Deshalb ist unsere Glaubensvorstellung, unser Alltag, unser Blick auf uns selbst voller Kategorien und Wahrheiten. Es ist nur scheinbar eine gute Lösung, sich eben selbst gnädiger zu bewerten, als andere das vielleicht tun.

Eine andere Möglichkeit, die so wunderbar klingt, dass ich sie mir kaum vorstellen will, wäre es, auf das Bewerten ganz zu verzichten. Keine Sterne wie Google-Bewertungen zu verteilen, keine Treuepunkte zu vergeben, keine Fleißkärtchen, keine Stempelkarten. Nicht für mich, nicht für meine Kinder, nicht für irgendwen.

In diesem Buch versuche ich, einem Leben ohne Bewertungen auf die Spur zu kommen. Und einem Glauben ohne Bewertungen. Für viele Menschen ist Gott so etwas wie eine moralische Instanz, ein kritischer Dauernörgler fast schon, ein unangenehmes Freud'sches Über-Ich vielleicht. Und in einer Gesellschaft, die sich digital und analog immer stärker bewertet, abgrenzt und immer genau zu wissen scheint, wie das richtige Leben geht, kann man auf so etwas gut verzichten. Worauf ich aber nicht verzichten kann und will: Auf die Möglichkeit, mein Leben in etwas Größeres einzubetten. Etwas, das wahr ist, ganz ohne mich. Ich will mein Leben in eine tiefe Weisheit hineinfallen lassen, ohne sie selbst ganz verstehen zu müssen. Von dieser Weisheit und Wahrheit schreibe ich – in der Hoffnung, dabei in meine eigenen Fragen und Antworten hineinzuleben.

In den letzten Jahren ist viel in meinem Leben durcheinandergeraten. Und das klingt jetzt so, als wäre das ganz ohne mein Zutun passiert. Das ist es nicht. Ich habe mich verrannt, verlaufen, habe mich und andere verletzt. Ich bin mit dem Kopf durch die Wand, wusste was ich wollte und auch, was mich das kostet. Als das Gefühl, mir selbst verloren zu gehen, immer stärker wurde, stellte ich zudem meinen Glauben immer mehr infrage. Als Theologin und Pfarrerin hatte ich bislang viel von Gottes Gnade geschrieben und gepredigt. Davon, dass sie uns sicher ist, gerade dann, wenn wir uns selbst unsicher werden. Aber jetzt war ich mir nicht mehr so sicher. Gilt das auch, wenn ich an meinem Unglück zumindest teilweise selbst schuld bin?

Eine Freundin stieß mich schließlich mit der Nase darauf: Christ*innen leben aus Vergebung und Neuanfang, immer wieder, sagte sie. Stimmt, dachte ich. Das predige ich jedes Jahr an Ostern. Dass das auch für mich gelten könnte – bis ich das be-

griffen habe, hat es lange gedauert. Und es dauert noch immer. Vielleicht wird es mein Leben lang dauern und höchstwahrscheinlich geht das sogar den meisten Menschen so: Unsere Erfahrungen machen uns nicht plötzlich klüger, freier, stärker oder überhaupt zu besseren Menschen. Vielmehr geht es immer wieder von vorne los: Die Sehnsucht, der Schmerz, die Hoffnung. Auf morgen, auf ein anderes Ende, auf die erlösende Diagnose, auf den nächsten Versuch, auf nächsten Donnerstag. Zwischendurch fallen wir tiefer, als wir gedacht hätten und fliegen manchmal weiter, als wir es uns je erträumt hätten. Es geht ums Anfangen, ums Aufhören, ums Weitermachen. Immer wieder. Und manchmal auch um all das gleichzeitig, denn schließlich hat jedes Aufhören auch etwas von Anfangen. Und wie weiß man, wann etwas neu anfängt und wo man einfach weitermacht? Diese Gleichzeitigkeit haben Lebenserfahrungen so an sich und eben auch, dass sie sich wiederholen, in immer wieder anderen Schattierungen und Formen.

Für Menschen, die sich zumindest vorstellen können, an so etwas wie Gott zu glauben, kommt noch etwas dazu: All die Feste, die man in der Kirche feiert, spiegeln diese Lebenserfahrungen des Anfangens, Aufhörens und Weitermachens wider. Gottes Anfang mit der Welt an Weihnachten. Der Moment am Kreuz an Karfreitag, wo alles aufhört (und drei Tage später etwas ganz Neues anfängt). Die leise Hoffnung auf ein gutes Leben, das die Jünger*innen weitermachen lässt, als Jesus nicht mehr da ist.

In den letzten beiden Jahren habe ich verstanden, was ich in sechs Jahren Theologiestudium nicht begriffen habe: Advent, Weihnachten, Fastenzeit, Ostern, all die christlichen Feiertage verdichten unsere menschlichen Erfahrungen in bibli-

schen Geschichten und Glaubensbildern. Geschichten aus einer anderen Zeit, die nicht genau so passiert sind, aber trotzdem von einer tiefen Wahrheit erzählen. So wie der Karfreitag zum Beispiel: Er erinnert mich daran, dass das Leben wehtun darf. Dass der Schmerz mir in den Knochen sitzen kann. Dass das Leben mehr sein kann als leicht und hell. Und dass es dann erstmal dunkel wird, bevor am Ostersonntag morgens vorsichtig die ersten Kerzen leuchten. Die christlichen Feste und Feiertage spiegeln unser Leben wider. Und werfen manchmal ein neues Licht darauf – wenn wir es wollen.

Ich habe aufgeschrieben, welche Glaubensbilder in den Lichtern der christlichen Feiertage entstehen. Längere und kürzere Texte, die von mir und meinen Gefühlen, Erfahrungen und Einsichten erzählen und gleichzeitig hoffentlich viel Platz für Deine und Ihre Lebenserfahrungen lassen. So etwas wie Querverweise ins eigene Leben. Dafür gibt es immer wieder »Leerzeilen« in diesem Buch, auf die man schreiben kann, was das eigene Leben so darauf antwortet. Und: An manchen Feiertagen habe ich mir Impulse ausgedacht, wie man etwas tun oder verändern kann im eigenen Alltag und Leben. Sie sind inspiriert von der *Playing Arts Bewegung*, in meinem Fall besonders von Birgit Mattausch (Hildesheim) und Andrea Kuhla (Berlin).

Das Kirchenjahr hat übrigens auch Farben, die kennen allerdings die wenigsten Menschen. Ist man dann »kirchenjahresfarbenblind«? Ja, könnte sein. Aber das macht nichts. Vielleicht trägt dieses Buch ja dazu bei, die eigenen Farben im Leben wieder kräftiger und klarer malen zu können. Mit allen Grautönen, die dazugehören.

Von der Wahrheit biblischer Geschichten



Immer wenn ich meine Tochter ins Bett bringe, erzähle ich ihr zwei ausgedachte Geschichten. Das hat schon mein Papa mit mir so gemacht. Eine seiner besten Geschichten war die vom kleinen Regentropfen, der viele Abenteuer erlebt. Und die vom Taxifahrer Eddi. Den gab es wirklich, ein Kollege meines Papas. Mich faszinierte die Mischung aus Konstruktion und Realität, Fantasie und Wahrheit. Und was war schon Wahrheit? Wahres Leben war in allen Geschichten. Angst und Mut und Abenteuer, am Ende ging es zumindest so gut aus, dass ich einschlafen konnte.

Die Geschichten, die ich heute bei Trauungen, Beerdigungen und Taufen und auch in ganz normalen Sonntagspredigten erzähle, ähneln diesen Gutenachtgeschichten. Wir wissen, dass nicht alle Bibelgeschichten genau so passiert sind. Das macht sie nicht weniger wahr. Vieles in ihnen stimmt genau auf diese Weise, am meisten das Vertrauen, die Gnade und die Gewissheit, das weitererzählen zu wollen. In einer Predigt erzähle ich die Geschichten weiter. Zusammen mit den Geschichten der Menschen vor mir. Nicht so, dass immer alles gut ausgeht, aber so, dass man einschlafen kann. Und wieder aufstehen. Für neue Geschichten, für Angst, Mut und Abenteuer.

Unpünktliches Glück



1. ADVENT

Der Advent beginnt früh dieses Jahr. Und ich möchte fast sagen: Unpünktlich! Er hat nämlich eigentlich am 1. Dezember anzufangen. Gleichzeitig mit dem Adventskalender. Und, fast noch wichtiger, pünktlich zu meinem Geburtstag. Wahrscheinlich war das noch gar nicht oft der Fall in meinem Leben, dass ich am Sonntag, den 1. Dezember auch den 1. Advent feiern konnte, aber wenn es so war, dann fand ich es einfach perfekt: Da brennen Kerzen auf meinem Geburtstagskuchen und daneben steht der Adventskranz, an dem ich heute die erste Kerze anzünden kann. An der Schrankwand im Wohnzimmer hängt der Adventskalender, den meine Eltern für mich befüllt haben. Ich packe die Geschenke aus und fühle mich überreich, als ich auch noch das erste Türchen öffnen darf. Noch mal Schokolade. Draußen schneit es. Ich bin im Schlafanzug. Alles perfekt.

Genau so ist es wahrscheinlich niemals gewesen. Aber in meinem Herzen gibt es diese perfekte Situation, diesen Moment, in dem alles zusammenpasst. Ich glaube, es ist wichtig, solche wunderbaren Tage der Vergangenheit im Herzen zu bewahren. Und es macht gar nichts, wenn man sie sich ein bisschen schöner schummelt, als sie waren. Für gewöhnlich brennen sich all die Enttäuschungen, die Schmerzen und Verluste unseres Lebens tief genug in unsere Seele ein. Wir brauchen uns keine Sorgen zu machen, dass uns die allzu perfekten Erinnerungen etwas vorgaukeln. Im Gegenteil: Sie symbolisieren etwas von

der Sehnsucht nach Wärme, Heilsein und Geborgenheit, die in jedem Menschen wohnt. Diese Sehnsucht sieht immer anders aus, aber immer hat sie so etwas wie ein Vorbild: So soll es sein. So fühlt sich für mich Glück an. Bei mir riecht es nach Schokoladenkuchen, dem Kaffee meiner Eltern, nach Tannenzweigen und Kerzenwachs. Und es klingt nach Tochter Zion.

Erinnerungen an das Glück tragen uns durch die Montagmorgen und all die anderen noch viel anstrengenderen Zeiten unseres Lebens. Das ist gut. Schwierig wird es aber, wenn ich das Gefühl habe, ich warte schon ewig darauf, dass sich das Leben endlich mal wieder leicht und richtig anfühlt. Das war in den letzten Wochen so und ich stecke noch mittendrin. Das ist also kein rückblickender Text mit der Aussage: »Und dann wurde doch noch alles gut, wie gut, dass ich Geduld hatte!«

Stattdessen habe ich also über meine Sehnsucht nach dem Glück nachgedacht und festgestellt, dass mir dieses perfekte Timing von Geburtstag, Advent und Dezemberanfang auch sonst im Leben fehlt: Wenn es doch immer so wäre, dass ich genau wüsste, wann das Leben endlich wieder süß schmeckt, wann es Geschenke gibt, wann endlich der richtige Moment ist für das, was ich mir wünsche:

Aber das, was mir besonders wichtig ist, scheint keine Rücksicht darauf zu nehmen, was ich für den besten Zeitpunkt halte. Es kommt dann, wenn ich zwar warte, aber nicht damit rechne. Ich finde es schrecklich, nicht zu wissen, wann für was der richtige Moment ist. Wann muss ich handeln, Entscheidungen treffen, mich reinhängen ins Leben? Und wann sollte ich mich zurücklehnen, durchatmen, die Augen schließen und abwarten? Ich blättere durch meinen Kalender, aber da steht auch nicht, wann das Glück vor der Tür steht. Und noch dazu: Würde ich es überhaupt erkennen, wenn es da wäre?

Es gibt im Leben kein perfektes Timing. Und es ist wahrscheinlich gut, sich das irgendwann einzugestehen. Denn eigentlich macht es das leichter, wenn wir nicht ständig das Gefühl haben, den besten Zeitpunkt schon verpasst zu haben. Schließlich wären wir sonst ständig in der Warteposition auf eben diesen richtigen Zeitpunkt. Und was wäre dann mit all den anderen Tagen im Jahr? Völlig glücklos?

Der Advent ist – das liest man oft – eine Wartezeit. Aber ich glaube, er ist eben nicht einfach eine Wartezeit auf Weihnachten. Er ist eigentlich die beste Möglichkeit, alle Wartezeiten unseres Lebens in diese vier Wochen am Ende des Jahres zu packen: Das Nachdenken und Überlegen über unsere Hoffnungen und Wünsche, die Aufregung. Und vielleicht auch die Enttäuschung darüber, dass manchmal das Warten nicht hilft. Nicht immer steht am Ende einer Wartezeit auch das Glück. Es geht nicht immer gut aus. Manchmal zerschlagen sich meine Hoffnungen und alles, wofür ich gearbeitet habe, es rieselt mir durch die Finger. Ich kann es nicht festhalten, und das, was mir bleibt, ist doch wieder das Warten auf das Glück. Während ich warte, dass Sonntag ist und der 1. Advent und gleichzeitig mein Geburtstag, wärme ich meine Hände am unpünktlichen Glück meines Lebens. Denn das gibt es auch, sogar noch sehr viel öfter als das große, pünktliche, perfekte Glück.

Beides hat seinen Platz: Die Hoffnung auf das Heilwerden und Geborgensein, aber auch das Sich-Einfinden im unperfekten Hier und Jetzt. Wo der Adventskranz erst kurz vor dem 2. Advent fertig ist, weil ich vergessen habe, Kerzen zu kaufen.

Ich bin so dankbar für all das unpünktliche Glück in meinem Leben. Ihm verdanke ich zum Beispiel mein drittes Kind und meinen Blog. Ihm verdanke ich eine beste Freundin aus den weiten Welten des Internets und die Hoffnung, dass ich

auch ohne das perfekte Timing ein ziemlich schönes Leben haben kann. Ich darf aufhören zu warten. Ich darf aufhören, mich zu fragen, ob ich den besten Zeitpunkt schon verpasst habe. Denn es gibt ihn nicht. Es gibt nur mich und das Leben. Und Gott, der die Hoffnung auf Heilwerden und Erlöstsein nicht ausgehen lässt in mir. »Seht auf und erhebt eure Häupter!«, heißt es am 2. Advent. Weil sich eure Erlösung naht. Ja, sie naht sich. Immer wieder. In jedem Advent und Dein ganzes Leben lang. Sie ist Dir nahe. So nahe, dass sie Dich traurig und glücklich zugleich macht. Du musst nicht warten, aber Du darfst hoffen.

Was ist denn jetzt wahr?



6. DEZEMBER, NIKOLAUS

Ende November, zu der Zeit, wenn ich panisch die letzten Säckchen der Adventskalender befülle, rückt jedes Jahr ein unvermeidliches Gespräch mit meiner Mutter, die zugleich die Oma meiner drei Kinder ist, näher: Wie machen wir das denn an Nikolaus? Das heißt übersetzt: Soll ein Mann mit Bart kommen? Mit einem Sack voller Geschenke? Dass wir das mit dem Krampus (hier in Bayern ist das der kleine böse Sidekick des Nikolaus) weglassen, weil er den Kindern Angst macht, ist klar. Dass mir aber das mit dem Nikolaus Angst macht, muss ich gefühlt jedes Jahr wieder verteidigen. Er macht mir Angst, weil er in seinem großen Sack alles mitbringt, was ich in der Begleitung meiner Kinder zu vermeiden versuche: moralische Richtigkeiten, heruntergebetete Gedichte, die man auswendig lernen muss und nicht will, Belohnungen fürs Bravsein und eigentlich auch Bestrafungen, denn die schwingen bei aller Erleichterung über den fehlenden Krampus trotzdem mit. Schokolade, Geschenke und Zuwendung gibt es für das Richtigmachen – und dann wird noch aus dem Buch vorgelesen, wann das Kind aber ein bisschen frech war usw. Schrecklich.

Ich habe also mit dem Nikolaus abgeschlossen. Nicht ohne ein leichtes Ziehen im Magen, denn eigentlich legt er nur den Finger in eine offene Wunde: Ich will nicht, dass meine Kinder »brav« sind, sich anpassen, alles machen, was ich sage – und eigentlich will ich das natürlich doch. Nur eben von selbst, aus

eigener Einsicht. Der Nikolaus macht diesen Struggle real: Ich will das Verhalten meiner Kinder nicht bewerten, belohnen und bestrafen, und tue es gleichzeitig immer wieder, eigentlich pausenlos: »Sei nicht so aufgedreht, kannst du damit aufhören?« »Deine Ärmel gehen kaputt, wenn du sie so langziehst!« »Warum räumst du denn deine Jacke nie auf?« Fragen, die keine sind, und Behauptungen, die ich aufstelle wie steinerne Tafeln. »Immer willst du die Bestimmerin sein!«, sagt meine Tochter. Und ich schlucke und denke: Ja. Nee, eigentlich nicht. Eigentlich wäre es mir lieber, es würde einfach so alles gut sein. Ohne meine Ermahnungen, aber auch ohne meine eigene Unsicherheit, wie das denn jetzt eigentlich geht mit dem richtigen Leben. Denn ziemlich oft gebe ich mein eigenes wackeliges Balancieren an meine Kinder weiter und verkaufe es als Wahrheit. Belohnt werde ich dann mit Tagen, an denen nicht allzu viel vergessen wurde, kaputt oder verloren gegangen ist. Da sind Mandarinen, Äpfel und Schokolade eigentlich ein besserer Tausch für meine Kinder.

Vor ein paar Jahren habe ich morgens im Radio gehört, wie die Moderatorin von ihrem Kindheits-Nikolaus erzählte. Das war der Opa, immer. Mit Bischofsmütze und Stab. Aber: Ohne Bart und ohne verstellte Stimme. Alle hatten gewusst, dass das der Opa war. Das sei ihm wichtig gewesen, erinnert sich die Moderatorin. Zu keinem Zeitpunkt wollte er die Kinder und Enkelkinder anlügen. Es sollte ein Spiel sein, und zwar ein gemeinsames. Eines, das den Besuch des Bischofs zwar als Brauch würdigte, aber ohne das Raunen des allwissenden Buchs auskam und auch ohne das dementsprechende Abwägen von »Warst du auch brav genug?«

Ich war gerührt. Und überzeugt, von einem auf den anderen Moment. Das war es: ein Spiel. Ein ernstes, gutes Spiel.

So wie alle wirklichen Spiele eine Wahrheit sagen. Weil sie mit dem Sichtbaren spielen, das nicht Sagbare zeigen und in andere Kleidung stecken. Oder in Spielfiguren. Ein Spiel, eine Kunst. Niemand käme auf die Idee zu sagen, bei Monopoly lüge man Kinder an, weil man ihnen vorgaukle, dass sie reich seien und Häuser bauen könnten (dass sie vielleicht dabei kleine Kapitalist*innen werden – ein anderes Thema ...). Aber in Bezug auf den Nikolaus, da ist etwas von einer Lüge »im Spiel«. Ein Vorschuss an Wissen, das im allwissenden Buch des Nikolaus steckt, der alles über das richtige Leben zu wissen scheint. Dieses »wissen, wie es geht«, das leben wir Erwachsenen den Kindern unbeirrt vor – und sind gleichzeitig oft so erschöpft von diesem Versteck- und Theaterspiel. Denn eigentlich sind wir es doch – Eltern, Großeltern usw. –, die sich jeden Tag verkleiden: Als Weltenversteherrinnen und Lebenskapierer. Als die, die den Laden im Griff haben. Um abends dann den Kopf ins Kissen fallen zu lassen und die eigene Unsicherheit endlich zuzulassen. Manchmal kommen Tränen dazu und Zweifel daran, ob es denn wirklich so weitergehen kann. Ja natürlich, in Gummistiefeln kriegt man weniger schnell nasse Füße als in Flipflops, vom Nichtzähneputzen bekommt man Karies. Aber dieser Pool an nützlichen Wahrheiten ist eigentlich ziemlich klein und auch so flach, dass unsere Kinder ganz schön schnell keine Schwimmflügel mehr brauchen.

Wäre es dann nicht viel entspannter, sich an den Beckenrand zu setzen, die Füße ins Wasser hängen zu lassen und einfach zuzuschauen? Man kann ja schnell reinspringen, wenn dann doch Hilfe gebraucht wird. Oder Pommes holen gehen, wenn die Kinder mit blauen Lippen aus dem Wasser kommen.

Moment, wie sind wir jetzt vom verschneiten Dezember noch mal ins Freibad gekommen? Richtig, wegen der Ver-

kleidung. Wir tauschen also Bischofsstab und -mütze gegen Schwimmflügel und Pommes rot-weiß. Verkleiden uns nicht mehr, sondern wappnen uns mit Luft und Liebe. Lesen nicht mehr aus dem allwissenden Buch vor, sondern gehen im Zweifelsfall einfach mit ins Wasser. Wir spielen mit. Das Spiel des Lebens ohne Lügen, aufgesetzte Sicherheit und unangezweifelte Wahrheiten. Wenn die Tränen kommen, lassen wir sie zu, sie schmecken ein bisschen wie Meerwasser. Und das offene Meer gibt es ja auch noch. Das kommt nach dem Freibad, in den großen Ferien vielleicht. Und später immer wieder. Mit Sand unter den Füßen und dem Himmel über uns. Und Bischof Nikolaus kann seinen schweren Sack abstellen und die Mütze ablegen. Endlich.